

Hühner, Spengler, „Boondeswehr“ Gedankensplitter aus der russischen Provinz

Von Christoph Gumb, Vorone•

Sollten Straßen- und Ortsnamen auch den geistigen Raum einer Stadt markieren, so wäre es um Vorone• folgendermaßen bestellt: Um von der Uni nach Hause zu kommen, geht man die Plechanovstraße über die D•er•inskijstraße zum Leninplatz. An dem sich – oh Mantel der Geschichte! – Kirovstraße, Plechanovstraße und der „Prospekt Revoljucii“ schneiden. Vorbei an der unvermeidlichen Lenin- und der nicht minder hässlichen Puškinstatue folgt man dem Prospekt, biegt über die „Kommissar•evskaja“ auf die Friedrich-Engels-Straße und gelangt – vorbei an einem der Häuser, in denen der Poet Ossip Mandel’štam während seiner Verbannung wohnte – an: in der Tschaikovskijstraße.

Mit dieser Parade der Toten beginnt sich der Blick zu weiten. Der Blick auf den alltäglichen kleinen kulturellen Overkill einer russischen Provinzstadt, mit dem das Leben elf Eisenbahnstunden von Moskau entfernt durchsetzt zu sein scheint.

„Eine Neuigkeit: ein Huhn hat Mama in die Wange gehackt und sie gekratzt. Ein kleines bißchen. Ich stand heute alleine in der Schlange vor dem Geschäft, Mama habe ich auf eine Bank gesetzt.“ Seit Osip Mandel’štam seiner Frau Nade•da Jakovlevna Ende April 1937 diese Neuigkeiten aus seinem Exil in Vorone• geschrieben hat, sind mehr als sechzig Jahre ins Land gegangen. In denen sich so manches verändert hat: Heute tanzen die Hühner im Fernsehen, singen „Mne chorošo!“ – zu der Melodie von James Browns „I feel good“ – und preisen damit Produkte der Schokoladenfabrik „Bol’ševik“ an: „Qualität seit 1835“.

Im Zweiten Weltkrieg wurde Vorone• von den Deutschen besetzt, bei der Befreiung zu 98 Prozent zerstört. Nach dem Krieg wurde es dann mit allen Attributen einer sowjetischen Gebietshauptstadt versehen: die Hauptstraßen wurden größer, erhielten prachtvollere Häuser im Stile der sowjetischen Neoklassik, die Gebäude von Partei und Armee wurden ein wenig prunkvoller als vor dem Krieg aufgebaut, Trabantenstädte entstanden vor den Toren der Stadt und am linken Flussufer und auf dem alten Friedhof baute man schließlich einen Zirkus. Die örtliche Industrie produzierte Flugzeuge, man hatte Arbeit und konnte abends über den „Platz des Sieges“ flanieren und sich am Blick vom Steilufer auf den Fluss Vorone• ergötzen.

Doch das Leben hat sich geändert. Was früher ein hochbezahlter Kybernetiker in der sowjetischen Industrie war, steht heute leicht schwankend an Sonntagen auf einer der zentralen Straßen und verkauft Gesamtausgaben russischer Klassiker oder ganze Jahrbände alter Parteizeitungen. Und ist immer für ein Schwätzchen zu haben; vor allem, wenn es ein Ausländer ist. Der aus einem der Länder kommt, die

in jenem Teil der Welt liegen, den man aus den Fernsehserien kennt, die täglich über den Bildschirm flimmern. In diesen Gesprächen erfährt man dann absonderliches – man bekommt Geschichten einer vergangenen Zeit zu hören. Einer Zeit, in der das Leben fröhlich war, Genossen: die Frauen im Komsomol und die Männer Recken, die wahlweise ohne mit der Wimper zu zucken eimerweise selbstgebrannten Alkohol trinken, reihenweise deutsche Soldaten vernichten oder einfach Generalsekretär werden konnten. Wenn sie es nur gewollt hätten. Allein, die Zeiten haben sich, wie gesagt, verändert: Der Kybernetiker steht an der Straße, verkauft Relikte einer verschütteten Epoche und – hält sich für unsterblich. Glaubt, dass er auf der neunzehnten Stufe einer geheimen Rangordnung steht, eine „persönliche Energie“ von sieben Millionen Kilowatt besitzt: Die Ärzte, so sagt er, haben ihm verboten, in den Himmel zu blicken – andernfalls würde er Flugzeuge zu Absturz bringen. So aber stürzt er täglich selber ab: in eine Mischung aus Alkohol und jener eigentümlichen Melange aus dem Glauben an ein vergangenes goldenes Zeitalter und einem anämisch anmutenden kulturellen Nationalismus, der sich im unvermeidlichen Zitieren von Puškin, Esenin und den allgegenwärtigen, berühmten vier Zeilen Tjuëvs äußert.

Der Vergleich mit den Folgen eines Tankerunglücks drängt sich auf – mit dem Aggregatzustand von Altöl scheint diese Mischung sich überall festzusetzen, einem dünnen Film gleich Augen und Ohren abzudichten, Gedanken zu verkleben: In der Sowjetunion gab es das beste Speiseeis, die besten Waffen und die schönsten Frauen. Und um die Welt verstehen zu können sollte man die „Protokolle der Weisen von Zion“ gelesen haben. Oder zumindest Oswald Spengler. Denn – es spenglet im Imperium a.D.: Nicht nur der einfache Kybernetiker auf der Straße, auch der Doktorand der Politologie auf Konferenzen ist schnell mit diesem Namen zur Stelle. Teilt die Welt in Kulturkreise ein, sieht den kommenden Konflikt zwischen der „romanisch-germanischen“ und der slawischen Kultur. Neuer Hauptfeind der NATO ist die orthodoxe Kirche. Hört man Kulturgeschichte, denkt man an Danilevskij, bringt der Besuch aus dem Ausland mit dem Schlagwort vom „Neuen Mittelalter“ angelesenes Wissen aus Hauptseminaren an den Mann, versteht man Berdjaev.

Nachts auf der Straße scheint sich Altöl in Nitroglyzerin zu verwandeln: Zeugnis dafür sind Graffitis und Aufkleber mit denen ein Teil der örtlichen Jugend seine politische Weltsicht äußert. An Straßenbahnhaltestellen kleben Parolen der Partei „Russische Nationale Einheit“ – „Wir sind gegen alle“ – und gegenüber dem Denkmal zur Befreiung der Stadt auf dem „Platz des Sieges“ werden in orthogra-

phisch nicht ganz einwandfreiem Deutsch Kenntnisse aus der deutschen Geschichte bemüht: von „Sieg Cheil!“ bis zu „Boondeswehr“. Dem Nationalismus der Alten setzt man bewusst aggressive Posen gegenüber. Einige hundert Meter von den sowjetischen Druckwaren der Alten entfernt werden manchmal von schwarzen Uniformen radikale Gedanken in Zeitungsformat verkauft. Und nachts trinkt und prügelt man dann, bis der Arzt kommt: Mitte April wurden beispielsweise in einem Freizeitpark zwei ausländische Studentinnen mit Stöcken und Ketten wegen ihres offensichtlich anderen Aussehens reif für die Intensivstation geprügelt. Furcht geht nun um unter asiatischen und afrikanischen Studenten und Studentinnen. Die Zahl der ausländischen Studierenden wird in den nächsten Semestern voraussichtlich abnehmen, den Hochschulen gehen damit wichtige Einnahmequellen verloren und ein Teil des Lehrpersonals muss um seine Arbeitsstellen fürchten.

Aber auch russischen Studenten ist der Gedanke an andere Orte nicht fremd. Wer Karriere machen will, zieht in die Hauptstadt oder geht ins Ausland: der *brain drain* ist allgegenwärtig. Fremdsprachen sind en vogue, man stellt sich drei Stunden in der Schlange der Universitätsbibliothek an, um einen der seltenen ausländischen Titel zu ergattern und benutzt verstärkt das Internet, um der intellektuellen Einzelhaft durch sowjetische Fachliteratur in der Uni zu entkommen. Oder man begibt sich unter die „Narkose durch Bücher“ – die Intensität, mit der Poesie und Literatur den Alltag durchziehen können, überwältigt und nimmt gefangen. Keine Feier, bei der nicht mindestens einmal Lyrik zitiert wird, Nächte, die gemeinsam über Büchern verbracht werden, Gesprächen, in denen auf Siebenmeilenstiefeln literarischer Raum aus mehreren Kontinenten und Jahrhunderten durchstreift wird.

Lenin und Mandel'stam, Hühner, die zu Soul „Bol'shevik“ bewerben und nachts Iossif Brodskij in Küchen – Wiedergänger, Wiederentdecktes und Neues können höchst unterschiedlich miteinander reagieren. Das Schwarzerdegebiet ist groß, der Zar ist fern, aber der Fernseher allgegenwärtig. Neuauflagen und Erstausgaben kleiner Verlage und westliche Fernsehprogramme als kulturelle Implantate auf den Dreiklang aus Schulkanon, ORT und provinzieller Verträumtheit – Ex-Komsomolzin Dornröschen, die nach einem Wodkaausch vom laufenden Fernseher aufwacht, würde sich nach einiger Zeit sicher irgendwie zurecht finden.

Darüber hinaus lebt man sein Leben, stellt sich dem Alltag, wenn nötig mit Humor. Und das war schon früher so: Ossip Mandel'stam schrieb Anfang Mai 1937 seiner Frau: „Bezüglich des Angriffes des Huhns auf Mama: keine ernsten Kratzer. Die Wunde verheilt. Weiß der Teufel, was für einen Blödsinn ich gerade schreibe. Gogol' würde sich so etwas nicht ausdenken.“

Christoph Gumb studiert an der FU Berlin Osteuropäische Geschichte, Politikwissenschaft und Slavistik, ist z. Z. mit einem Alexander-Herzen-Stipendium in Voronež.